



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Enst von Lasaulx

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zufügen. Erst würden sich mit liberaler Zulassung die tschechischen Sozialdemokraten breit machen, dann die tschechischen Sokols einziehen; das weitere läßt sich ohne Schwierigkeit hinzudenken. Gerade für die Reichsdeutschen, denen an einer Slawifizierung von Wien nichts gelegen sein kann, dürfte die Beachtung dieses Umstands von Wichtigkeit sein, so wenig sie auf die sonstigen deutschösterreichischen Parteiverhältnisse mit ihrer Zerfahrenheit Wert legen mögen. Solange die Deutschösterreicher nicht haben einsehen lernen, daß sie im Reichsrate nur zusammenzustehn und etwa noch die Stimmen der Italiener oder der Sozialdemokraten durch verständige Zugeständnisse zu gewinnen brauchen, wenn sie in jedem einzelnen Falle die hundertundneunzig und einige slawischen Abgeordneten überstimmen wollen, ist ihnen nicht zu helfen, ihre Klagen werden nicht verstummen, und ein gewisser Rückgang wird auch nicht zu vermeiden sein. Aber bis das Verständnis einmal kommt, können noch viele Jahre vergehn, und darum wäre es im nationalen wie im österreichischen Interesse gut, wenn Wien solange eine rein deutsche Stadt bliebe. —v—



## Ernst von Sasauly

**D**ie Konfessionen zanken sich in Deutschland. Das tun sie seit vierhundert Jahren ununterbrochen, doch in verschiedenen Zeitabschnitten mit verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit. Manchmal geschiehts con furore, und wenigstens symbolisch eingeschlagne Schädel machen die Instrumentalmusik dazu; manchmal ist's nur ein dumpfes Anurren und Mörgeln, und manchmal wird die Debatte mit mittlerer Stimmkraft geführt, wie eben jetzt, und nicht vom ganzen Corpus Evangelicorum und dem dito Catholicorum, sondern nur von einem immerhin ziemlich starken Liebhaberchor. Nun gibt es Leute, und ihrer sind nicht wenig, denen Zanken das unentbehrliche Lebensbrot und der höchste Genuß ist; denen wollen wir ihr Vergnügen nicht schmälern. Es gibt aber auch andre, die es schmerzt, wenn über ernste und wichtige Dinge ergebnislos gestritten wird, und die zur Verständigung mit dem Gegner gelangen möchten. Um sich mit ihm zu verständigen, muß man vor allem ihn und seine Meinung kennen. Dazu ist geselliger Verkehr, wenn er nicht eine heute aus vielen Gründen feltne Intimität erreicht, nicht immer das beste Mittel. Eine gute, womit nur gesagt werden soll, das Seelenleben vollständig enthüllende Biographie führt weiter. Eine solche von einem Führer der deutschen Katholiken hat soeben Dr. Remigiuz Stölzle, ordentlicher Professor der Philosophie in Würzburg, geliefert: Ernst von Sasauly (Münster, Michendorfsche Buchhandlung, 1904). Zwar ist Sasauly schon lange tot, aber er gehört der Generation von Katholiken an, die im romantischen Zeitalter der Restauration den deutschen Katholizismus wiederbelebt haben. Diese Wiederbelebung ist von drei Herden ausgegangen: dem westfälischen, dem mittelhheinischen, dem bayrischen. Den zuletzt

genannten haben wir in der Besprechung von Professor Friedrichs Döllingerbiographie ein wenig beleuchtet. Lasaulx eröffnet uns tiefere Einblicke, weil Stölzles Buch eine Fülle von Herzensergüssen des Mannes mitteilt. Um den verfügbaren Raum gehörig auszunutzen, wollen wir uns auf die Wiedergabe möglichst vieler solcher Ergüsse beschränken, nur so viel Biographisches einflechten, als zum Verständnis nötig ist, das Protestieren aber und Glossenmachen den Lesern überlassen.

Ernst von Lasaulx wurde 1805 in Koblenz geboren als ältester Sohn des Architekten und königlich preussischen Bauinspektors Johann Claudius von Lasaulx. Dessen Base Katharina war die Gattin von Görres, und dieser steckte seinen Neffen mit der Preußenfeindschaft an, die übrigens damals in der neuen preussischen Provinz allgemein war; abgesehen vom konfessionellen Gegensatz waren die Rheinländer wütend über die vielen Freiheitbeschränkungen und über die Besetzung aller Ämter mit Altpreußen. Nachdem Ernst das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bezog er 1824 die Universität Bonn, wo er Philosophie, alte Sprachen und die Geschichte der antiken Kunst studierte. Römische Geschichte hörte er bei Niebuhr, von dem er in einem Briefe an einen Freund eine sonderbare Äußerung erzählt. Der epochemachende Historiker, der bekanntlich auch praktischer Staatsmann gewesen ist, habe bei der Abreise in die Ferien der Vorsteherin eines Wohltätigkeitsvereins versprochen, ihr zwanzig Friedrichsdors zu schicken, sobald er erfahre, daß die Bestie krepirt sei. Mit der Bestie war die Sängerin Sonntag gemeint. Im Jahre 1828 ging Ernst zur Fortsetzung seiner Studien nach München. Er schreibt von dort seinem Vater: „Görres wird uns täglich lieber. Er stellt die Geschichte der Menschheit dar, zwar als ein Werk menschlicher Freiheit im einzelnen, aber das Ganze geleitet nach den ewigen unvergänglichen Zweckgesetzen der Providenz. Ob seine Gliederung und die Nachweisung jener ewigen Gesetze im einzelnen überall richtig und historisch wahr ist, weiß ich nicht; aber selbst wenn das Ganze nur ein großes Gedicht wäre, so ist diese Dichtung doch so erhaben, daß ich dafür gern einige nackte sogenannte historische Wahrheiten hingeben will. . . . Görres, Schelling, Ringseis, Schubert stehn auf einem wahrhaft hohen religiösen Standpunkte, wogegen weder leichtsinnige Genialität noch eine selbstgefällige trotzige Verstandesweisheit sich halten kann. Wer unter solchen Menschen nicht auch religiös würde, dem müßten die Flügelkeime noch sehr tief unter der Gänsehaut verborgen liegen.“ Görres, Ringseis, Cornelius, Döllinger, Baader, Aretin und noch einige Freunde kamen regelmäßig in einer kleinen Restauration zusammen. Diesen harmlosen Klub blähte die Phantasie der Jesuitenschnüffler zu einer den Staat, die Gesellschaft, das deutsche Vaterland und den Protestantismus bedrohenden schrecklichen Verschwörung auf, die man die Kongregation nannte. Der Freiherr von Hormayr — Ringseis schilt ihn einen Menschen von unglaublicher Gemeinheit — denunzierte die Verschwörer in auswärtigen Blättern. Lasaulx griff Hormayr in der Münchner Zeitung maßlos an und wurde dafür mit einem Monat Gefängnis bestraft. Den Zensor, Regierungsrat von Nischberger, schimpfte er bei dieser Gelegenheit in einem an ihn gerichteten Briefe einen Einfaltspinsel.

Im Gefängnis las er Novalis, den er neben Franz von Assisi stellte, und Jakob Böhme.

Im Herbst 1820 geht er auf Reisen. Seine Eltern, mit denen er fleißig die zärtlichsten Briefe wechselt, müssen sehr gütig und nachsichtig gewesen sein, denn obwohl sie vermögenslos waren und nur ein mäßiges Einkommen hatten, scheinen sie dem Sohne, der sich in der Welt herumtrieb, statt eine feste Anstellung zu suchen, keine Vorwürfe gemacht und durch Opfer einiges Geld für ihn erübrigt zu haben. Viel brauchte er ja nicht, denn er war bedürfnislos und nahm meist die Gastfreundschaft von Klöstern in Anspruch. Auch studierte er unterwegs fleißig; die Klosterbibliotheken lieferten ihm Kirchenväter, Scholastiker und Mystiker. In Wien, wo er den katholischen Philosophen Günther kennen und verehren lernte, blieb er neun Monate; seine dortigen Freunde bemühten sich um eine Anstellung für ihn. Laut einem Briefe von dort ärgert er sich, daß das Jahr zu Ende geht, ohne daß ein europäischer Krieg ausbricht: „Die Menschen sind jetzt so miserabel, daß nichts sie aus ihrer Stumpfheit aufrütteln kann; es muß eine Pest kommen und diese kernsaule Generation wegraffen. Ein allgemeiner europäischer Völkerkrieg, der alles noch scheinbar Bestehende in seinen Grundfesten erschüttert und an die innerste Lebenswurzel der Staaten greift, und der notwendig ein Religionskrieg sein müßte, wäre mir von Herzen erwünscht: das Christentum müßte dann diese Welt wahrhaft und gründlich regenerieren, oder es mag alles zum Teufel gehn.“ Er studiert nun neuere Philosophen. Von Hegel sagt er: „Durch das Studium der spekulativen Mystiker war ich schon gewöhnt, mich jenseits der Verstandesreflexion in der Sphäre des reinen Gedankens und der intellektuellen Anschauung freier zu bewegen, und so las ich die neue Ausgabe der Encyclopädie, einige polemische Broschüren dagegen und Hegels Kritik derselben mit ziemlicher Leichtigkeit und mit mehr Interesse, als ich mir vorgestellt hatte. Aber diese Dialektik des Begriffs ist wie ein trocknes Feuer der Intelligenz, das alles feuchte Leben der Natur aussaugt.“ Er lobt dagegen den frischen warmen Frühlingshauch, der in Schellings Naturphilosophie wehe. Im Kloster Lavant macht ihm der Prälat den Vorschlag, dort zu bleiben und einer der ihrigen zu werden. „Ich nahm den Ernst scherzhaft und antwortete ausweichend. Die Wahrheit ist, daß, obgleich ich fast lauter Ehrenmänner hier kennen gelernt habe, deren Gesinnung ich wohl teile, doch die Art, wie diese in ihnen lebt, mir fremd und entfremdet ist und auf die Länge drückend sein würde; ich meine jene glückliche Unschuld und Unbefangenheit des Denkens und Fühlens, die einmal verloren, nur durch die Macht wissenschaftlicher Erkenntnis ersetzt werden kann, wenn sie überhaupt ersetzt werden kann.“

Aus Venedig schreibt er am 30. Juni 1831 an Görres: „Die erste offizielle Nachricht von einer Kriegserklärung gegen Frankreich, wo immer sie mich trifft, wird mich auf dem kürzesten und schnellsten Wege zu der deutschen Armee führen, die dem Feinde am nächsten steht. Keine Rücksicht auf der Welt wird mich abhalten, Haß und Rache zu entflammen gegen die Halunken mit allen Kräften und Herzenslust. Es muß eine Flamme werden blutrot wie Feuerregen vom Himmel herab, und dann soll sichs entscheiden, ob die euro-

päische Weltgeschichte mit einem Pasquill schließt, oder ob die Sache siegt, die bei Gott war vor Grundlegung dieser Welt.“ Als letztes Reiseziel hatte er sich Jerusalem gesetzt; die Reisebeschreibung von Prokopsch-Osten sollte sein Führer sein. Zufällig traf ihn der Verfasser und nahm ihn in seinem Wagen mit nach Rom. Von dort schreibt er seiner Mutter u. a.: „Über alles, die Menschen sowohl als das Land, ist derselbe bräunliche warme Ton ausgegossen, an den sich unser deutsches Auge erst gewöhnen muß, um ihn schön zu finden. Ich müßte aber doch lügen, wenn ich dir sagte, daß mir dieses Land unbedingt besser gefiele als zum Beispiel unsre Rheingegenden und die schönen grünen Bändchen Steiermark und Salzburg. . . Den Papst habe ich gesehen, und der Segen dieses würdigen Mannes wird meiner Seele nicht schaden; aber über Rom erlaube ich mir nur ungern ein vorlautes Urteil, das mich bald gereuen dürfte. Soviel will ich dir schon gestehn: der erste Eindruck war so modern, daß ich in starker Versuchung war, gleich am ersten Abend ins Marionettentheater zu gehn, und nur mein altheidnischer Aberglaube an die Rache der verhöhnten Götter hat mich zurückgehalten. Manches fand ich ganz anders hier, als ich erwartet hatte, doch habe ich, seitdem ich nun schon einen vollen Monat von frühmorgens bis abends in dem ungeheuern Leichenhause der Weltgeschichte herumlaufe, auch vieles gefunden, was größer ist als jede Erwartung.“ Innerlich einleben will er sich nicht; zu einer äußerlichen Kenntnis werde wohl ein Vierteljahr genügen. „Und dies will ich denn vorzüglich zum Studium des römischen Altertums benutzen, das mir hier vielleicht verständlicher wird als das römische Christentum. Denn wenn ich das Jüngste Gericht des unvergleichlichen Michelangelo ausnehme, so wollen mir die Trümmer heidnischer Kunst fast bedeutender vorkommen als die Werke der christlichen.“ An Görres schreibt er im September 1831, er sei vor Jerusalem gewarnt worden, weil dort die Pest ärger als je wüte. „Dergleichen nun würde mich schwerlich zurückhalten, indem mir, was mich betrifft, wenig Dinge auf der Welt so gleichgiltig sind wie mein Leben, das ich gewissen Plänen gegenüber keine Nadel wert achte. Überhaupt kann ichs vor gottgesandten Übeln dieser Art beim besten Willen zu keiner Furcht bringen. Seitdem, wie es scheint, die Aussicht auf einen die Lebenslust reinigenden allgemeinen Krieg verschwunden ist, habe ich meine einzige Hoffnung auf die Cholera gesetzt, wobei ich nur fürchte, daß sie etwa nicht genug Halunken und Spitzbuben wegraffen möchte.“ In einem Brief an einen Freund bekennt er: „Ich weiß sehr gut, wo der faule Fleck meines innern Lebens sitzt. Ich habe einer von Haus aus übermütigen und wilden Natur nicht nur nicht entgegengearbeitet, sondern ihr meist nach Herzenslust die Zügel schießen lassen, habe nur allzu viel und mit Lust in mich hineingebohrt, dem verschlossenen Abgründigen einen Schlund aufgewühlt, ja oft noch aus purem Mutwillen Steine in den Krater geworfen, die Unterirdischen herauflockend, und auf diese Weise ungleich größere Fortschritte in der Höllenfahrt der Selbsterkenntnis gemacht als in der geistigen Himmelfahrt der Gotteserkenntnis.“

Was die Orientreise verzögerte, war also nicht Furcht vor der Pest. Aber er hatte keinen Pfennig Reisegeld. Da lernte er einen jungen Franzosen,

Detellier, kennen, der ihm sagte, er sei reich, er wolle ihm das Reisegeld geben, allenfalls mitreisen. Detellier ging jedoch in ein Kloster, ohne vorher die Reise nach Jerusalem zu unternehmen, und wollte Ernst bereden, denselben Schritt zu tun. Doch dieser erklärte, es scheine ihm unmöglich, mit einer einzigen Idee und zwar in nur einer ihrer unendlich verschiedenen Formen sein Leben zu verbringen. Das Geld des Franzosen brauchte er dann nicht, weil ihn König Otto im Januar 1833 auf der Reise in sein neues Königreich mitnahm. Aus Nauplia schreibt er: „Die Art und der Gang meiner bisherigen Studien und mehr noch das längere Atmen der Grabesluft unter dem römischen Welt-schutt macht es mir unmöglich, irgendwie bessere politische Hoffnungen zu nähren, sodaß es die Mühe lohnte, tätigen Anteil an der immer mehr sich zersetzenden allem organischen Lebenstrieb erstorbenen Masse zu nehmen. Was insbesondere Griechenland betrifft, so ist es zwar fast schwer, unter dieser Sonne ernster Lebenswahrheit Raum zu geben; doch bedarf es nur eines flüchtigen Blicks in seine ältere Geschichte, um sich zu überzeugen, daß den Enkeln nur die schlimmern Eigenschaften ihrer Väter geblieben sind: der barbarische Midasdurst nach klingendem Metall und das eitle Spiel mißtrauischer Eifersucht, die alle Einheit zersplittert. Was die Schrift von den Kretern sagt, daß sie Lügner und faule Bäuche seien, ist mir hier oft eingefallen, und die alte Lebensart gegenseitiger Räuberei, von der Thukydides I, 5 spricht, ist seitdem noch um zweiundzwanzig Jahrhunderte älter geworden. Wohl wird es mir unter diesen modernen Hellenen nicht werden; ich gedenke mich darum lediglich auf das Durchwandern der bedeutendsten Trümmer vergangner Größe zu beschränken und dann sobald als möglich nach Asien hinüberzueilen.“ Er beschreibt Tiryns und Mykene. „Das Eingangstor hat die gewöhnliche ägyptische Form. Ebenso das Löwentor; wie denn überhaupt diese Bauten alle-samt einen ägyptischen Charakter tragen und — was immer die albernen Ver-teidiger griechischer Autochthonie schwagen mögen — ihren ägyptischen Ursprung nicht verleugnen können.“ Aus Athen berichtet er am 12. April 1833:

Heute Morgen fand die feierliche Übergabe der Akropolis statt. Osman Bey und die Türken zogen ab, und der bayrische Oberst Palikan pflanzte die griechische Flagge auf der nördlichen Brustwehr der cekropischen Burg. Es war ein seltsames Schauspiel: die lärmende buntgemischte Menge der Türken, Griechen und Bayern und was sich sonst von neugierigen Franken in dem arg gelichteten Säulenwald des Parthenons versammelt hatte. Da ich noch immer zu keinem rechten Glauben an die Regeneration Griechenlands kommen kann, so stimmte mich die heillose Fronte dieses modern lustigen Leichenschmauses nur trauriger. Ich stieg auf die westliche Zinne des Tempels, über sah den ganzen Jammer der entseztlichen Ver-wüstung und weinte Tränen eines Schmerzes, den ich selbst in Rom nicht empfunden habe; denn dort fühlt sich die Seele doch ein wenig erhoben und gestärkt, wenn sie den riesigen Kampf des Lebens mit dem Tode betrachtet, und wie das erste fast mächtigere ist, da es so viel Unglück übersteht. Hier aber behält der weinende Ephesier Recht, dem das unselige Leben der Menschen wie ein immerwährender Leichenzug und die Erde als ein stets offnes Grab erschien. Was der platonische Sokrates, sein eignes Schicksal ahnend, von den damaligen Athenern sagt: daß einem Manne in diesem Staate alles mögliche widerfahren könne, ist nun zur all-gemein erfüllten Prophezeiung über die ganze Stadt geworden, gleich jener des großen Thukydides, der auf der Sonnenhöhe ihrer Macht schon die einstigen

Trümmer seiner übermütigen Vaterstadt voraus sah. . . Wohlwollende Freunde wollen mich bereben, längern Irrfahrten und der Rückkehr entsagend, hier zu bleiben, um bei der zu errichtenden Universität eine Stelle zu übernehmen; aber ich habe zu wenig antiquarischen und noch weniger liberalphilanthropischen Sinn, um mich jenen Schulmeisterhoffnungen hinzugeben, auf die allein man den Glauben an eine mögliche Regeneration dieses Landes gründen könnte; zudem würde die Erkenntnis dessen, was ich bisher erstrebte, kaum die künftige Generation dieses Volks interessieren.

Ende Juni kommt er nach Konstantinopel:

Die Lage dieser Stadt erinnert auf den ersten Blick sehr an die von Neapel, aber bei näherer Betrachtung ergibt sich der Vergleich als unstatthaft. Nur mit Rom kann diese neue Siebenhügelstadt Konstantins verglichen, vielmehr ihm entgegengesetzt werden: dort der heilige Ernst und die Wahrheit des Todes, hier der ganze Zauber der täuschenden Maja dieses Lebens. Und dieser Vergleich ist nicht zufällig oder ein eitles Spiel rhetorischer Deklamation; so wenig als es zufällig ist, daß gerade diese beiden Städte — die eine das Zentrum des Christentums ist, die andre, das apokryphische El Rüm des Koran, die Hauptstadt des Islams. Ich habe während meines hiesigen Aufenthalts auch den Koran studiert. Der deutsche Herausgeber, Professor Wahl in Halle, ist ein bornierter steifleinener Philister, der statt sich um das Verständnis der großen Tatsache zu bemühen, lieber seinem ohnmächtigen orthodoxen Ärger auf eine meist sehr alberne Weise Luft macht. Die ungeheure Ausdehnung dieser Religion der unbedingten Ergebung und ihre mehr als zwölfhundertjährige Dauer ist ein welthistorisches Faktum, das nicht damit erklärt wird, daß man ihren Urheber einen schlauen Betrüger schilt. Auch der Koran ist ein Evangelium, zwar ein apokryphes, aber ein Evangelium; der Herr der Zeiten hat zu seiner Zeit auch den Islam gegeben, der, bei Gott!, keine bedeutungslose Manifestation Gottes ist. Das Verhältnis des Koran zum Judentum und Christentum ist in den heiligen Büchern auf das bestimmteste ausgesprochen [in der Geschichte Ismaels, des Sohnes Abrahams von der Magd, der ebenfalls von Gott gesegnet worden sei, wenn auch in geringerm Maße als das fleischliche und das geistige Israel]. Die Natur hat die ganze Fülle ihres vielgestaltigen Reichthums über dies Land ausgeschüttet, und es wäre sehr Unrecht, zu behaupten, die Türken hätten ihrerseits nichts getan. Sie haben vielmehr alles getan, die Hauptstadt des Reiches ihrem Paradiese so ähnlich zu machen als möglich; jenem Orte dauernder Seligkeit, wo die Gläubigen nach dem vorübergehenden Schmerz dieses Lebens fürderhin den Tod nicht mehr schmecken, sondern in ewig grünen Gärten, die von lebendigen Strömen durchflossen sind, wohnen und der ungetrübten Anschauung Allahs sich erfreuen sollen. Darum siehst du fast kein Wohnhaus ohne seinen Garten, und überall auf allen öffentlichen Plätzen sind prachtvolle Brunnen erbaut, wo aus goldnen (?) Schalen der Durstige umsonst getränkt wird. Die Unruhe der Wissenschaft und die geistverzehrende Sucht nach Erkenntnis ist ihnen unbekannt — ich weiß nicht, ob das ein Unglück ist. . . [Ähnliche Betrachtungen stellt Friedrich Seiler im vorjährigen 49. Heft der Grenzboten S. 567 an.] . . . Ich habe hier Moscheen gesehen, die an Größe sowohl als Schönheit der Architektur mit den schönsten und größten unsrer christlichen Kirchen verglichen werden können. In keiner christlichen Kirche habe ich mit mehr stiller Würde und Andacht beten gehört als im hiesigen Kloster der Sufis. Deren mystische Tänze sind offenbar ein Rest uralter astralischer Religion, eine Nachbildung der kosmischen Bewegung der Gestirne. Was nun die Türken selbst betrifft, so kann ich bei völliger Unkenntnis der Sprache und nach bloß vierzehntägigem Herumlaufen natürlich kein giltiges Urtheil über sie haben; soviel aber kann ich doch versichern, daß ich nirgendwo eine liebenswürdigere Menschenklasse gefunden habe als die türkischen Kaufleute und Handwerker. Das neu europäisierte Militär sieht zwar

noch sehr linksch, oft affenmäßig maskiert aus; doch hat mich das weniger gestört als jene Horde halbdressierter Wolfshunde aus dem Norden, die jetzt hier lagern und sich schon im Besitz der langergerteten Beute glauben. So oft ich dieser Klasse begegne, fühle ich jedesmal eine starke ernerische Bewegung meines Innern; es ist dann nur ein Wunsch in meinem Herzen: daß alle zusammen einen Kopf hätten, und ich eine türkische Klinge.

Am 6. August fährt Lasaulx von Konstantinopel ab, besucht Smyrna, Chios, Rhodus, Cypern und landet am 1. September in Zoppe. In einem von unterwegs geschriebenen Briefe an Görres kritisiert er sehr scharf die Hof- und Staatsbeamten des Königs Otto. Sein Urtheil gipfelt in dem Sage: „Wenn man seine nächste Umgebung in der Absicht ausgesucht hat, ihm das Gefühl seiner königlichen Superiorität aufzuzwingen, so ist der Zweck zum Verwundern glücklich erreicht.“ In Palästina lernt er die gastfreien spanischen Franziskaner schätzen, „einfache Menschen ohne Falsch, ernst und heiter.“ Am 5. September 1833, um sechs Uhr Morgens, heißt es in einem Briefe an den Vater, „erblickte Dein unwürdiger Sohn Ernst die Zinnen der Friedensstadt. Sie war ganz von einem lichtgrauen Nebelschleier umflossen, und über ihr hing eine schwere Wetterwolke, von den ersten Strahlen der Morgensonne durchbrochen; es war, als wenn ein Zorngericht Gottes die Tochter Zions umwölkte. Zu weinen bin ich hierher gegangen; heiße Tränen und ein kalter Schauer des Herzens waren der erste, wolle Gott nicht der einzige Tribut, den ich Seiner und Seines Sohnes Liebe darbrachte. Ich ließ mein Pferd dem Führer und schritt langsam wie ein Träumender zwischen den verschleierten Landfrauen, die Trauben und Feldfrüchte zur Stadt trugen, durch das Pilgertor.“ Auf Agypten, das er auch noch hatte besuchen wollen, verzichtet er und beschließt nach vierjähriger Wanderung die Heimkehr. Trotz aller Nührung und Verzückung scheint der geistige Ertrag der Pilgerfahrt ins Gelobte Land seiner Erwartung nicht ganz entsprochen zu haben. Aus der Quarantäne in Livorno schreibt er an Görres: „Nicht ohne eine innere Beklommenheit sende ich Ihnen die eingeschlossnen Blätter an meine Eltern. Sie hätten wohl etwas besseres erwartet, und wenn dies der ganze Gewinn meiner jerusalemischen Pilgerschaft ist, so wäre mir die langersehnte Reise nur zu dem Zwecke gewährt worden, mich von ihrer Eitelkeit zu überzeugen.“

Ende August 1834 trifft er in München ein und verlobt sich mit Julien, einer Tochter des Philosophen Baader, die er bei seinem ersten Aufenthalt in München lieb gewonnen und deren er in seinen Briefen oft gedacht hatte. Am 9. September schreibt er: „Gott zum Gruß meine lieben Eltern, und dann aber den meiner Julie; ihre Küsse bring ich Euch selber. An diesen habe ich Vergessenheit getrunken alles vergangnen Bösen und die Kraft eines neuen Lebens, das jetzt einen Wert hat, denn sie liebt mich. Alle finstre Angst ist nun weg, und alle Zweifel sind zerstoßen; leicht und rein fühle ich meine Brust wie der Spiegel eines ruhigen Sees. Ich bin der glücklichste Mensch; o, jetzt weiß ich, daß Gott gut ist, da er mir tausendmal mehr gegeben, als ich je verdienen kann. Und wie sie schön ist! Da wird ein Mensch wohl selig, der ihr in die Augen sieht; die sind wie ewiger Frühlingshimmel. Nein, das Paradies ist nicht verloren; ich bin ja darin und will es Dir

zeigen, daß Du glauben sollst. Die Leute sagen, es seien schon zehn Tage, daß ich hier bin, mir ist es wie ein Augenblick, aber ein ewiger. Was ist die Zeit? Nun in Gottes Namen, so lange sie nicht für immer bei mir ist, will ich daran glauben; dann aber spreche mir keiner mehr davon; wir werden in gegenwärtiger Ewigkeit leben.“ Am 31. August 1835 hat er sie heimgeführt und ist bis an sein Lebensende glücklich mit ihr gewesen. In späterer Zeit bemerkt er einmal in einem Brief an sie: „Wer einer Liebe fähig und bedürftig ist, soll in der Jugend heiraten oder gar nicht; denn nur in einer gemeinsam durchlebten Jugend können zwei Herzen in Freud und Leid so zusammenwachsen, daß eheliches Glück möglich ist; wie das in spätern Jahren oder zum zweitenmale geschehen könne, begreife ich nicht.“ Von den sechs Sprößlingen der Ehe sind fünf im Kindesalter gestorben; nur eine kränkliche Tochter, Anna, hat ihn überlebt.

Seine Dissertation *De mortis dominatu in veteres* verschaffte ihm den Doktorgrad von der Universität Kiel. Wegen einer Anstellung hatte er auf der Reise mit preussischen und mit bayrischen Staatsmännern unterhandelt. Im Mai 1835 wurde er als Verweser, dann als Extraordinarius der klassischen Philologie in Würzburg angestellt. Stölzle meint, übermäßig viel philologische Gelehrsamkeit habe er ja in sein Amt nicht mitgebracht, dafür aber eine reiche Lebenserfahrung, die unmittelbare Anschauung der Stätten alter Kultur, eine hohe und weitherzige philosophische Auffassung des Altertums. Er bekam 725 Gulden (der süddeutsche Gulden war ungefähr 1,70 Mark wert) Gehalt und an Naturalien zwei Scheffel Weizen und fünf Scheffel Roggen. An Tag- und Stempelgebühren hatte er 89 Gulden 46 $\frac{1}{2}$  Kreuzer zu zahlen. Zwei Jahre darauf wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und sein Gehalt um 200 Gulden erhöht, wofür wieder 33 Gulden 1 Kreuzer Gebühren zu entrichten waren. Die Frequenz der Universität betrug durchschnittlich 450. Von Döllinger über die Zustände in der theologischen Fakultät befragt, antwortete er: „Ich kann an sie nicht denken ohne ein bitteres Gefühl; es ist ihr von hier aus nicht zu helfen, denn man will nur Schüler, und jede Berufung eines bedeutenden Mannes würde, wenn auch alle Bedenken wegen Orthodogie und kirchlicher Gesinnung beseitigt wären, schon daran scheitern, daß man vielleicht in Erfahrung brächte, der zu Berufende sei gewöhnt, in einem andern Nocke den Katheder zu besteigen als im Talar.“ Um Hebung seiner eignen Fakultät bemühte er sich auf das eifrigste. Er drang u. a. darauf, daß alle Hauptfächer doppelt besetzt würden, und stellte den Antrag auf Wiederherstellung des Lehrstuhls für Sanskrit mit ausführlicher Begründung. Als die Göttinger Sieben dem Verfassungsbruch zum Opfer gefallen waren, schrieb er an Görres: „Sollte es denn gar nicht möglich sein, unserm Könige den Gedanken nahe zu bringen, daß Deutschland berechtigt sei, von ihm zu erwarten, daß er die beiden Brüder Grimm nach Bayern rufe und dem ehr- und pflichtvergeffenen . . . . . in Hannover nicht die Macht lasse, die besten Männer deutscher Sinnesart und Wissenschaft brotlos zu machen? Es stünde Ihnen wohl an, dafür etwas zu tun und der Welt zu zeigen, daß Sie unbeschadet Ihres Katholizismus noch Ihr altes deutsches Mannesherz

in sich tragen und keineswegs dem Geschwätz beistimmen, das invalide und imbezille Legitimisten über die Sache ausgießen.“ Er selbst stellte in der Fakultätsitzung den Antrag, in Würzburg eine eigne Professur für Jakob Grimm zu gründen.

Im Herbst 1844 wurde er mit 1325 Gulden und einigen Scheffeln Getreide in München angestellt. Er hatte sich gegen die Versetzung gesträubt, weil er sich in Würzburg wohl fühlte und die „verheßten Verhältnisse“ in der Hauptstadt fürchtete. Der Würzburger Senat hatte vergebens gebeten, ihn dort zu lassen. In seiner langen Eingabe an den König heißt es: „Ernst von Lasaulx ist anerkannt einer der ausgezeichnetsten und angesehensten Lehrer unsrer Hochschule. Sein offener und männlich biederer Charakter, seine entschieden sittliche und religiöse Richtung und Haltung, seine durch Gründlichkeit und Eleganz gleich ausgezeichnete Wissenschaft, sein gehaltvoller durch glänzende Darstellung unterstützter Lehrvortrag haben ihm die Achtung und das Vertrauen seiner Kollegen ebenso wie die Zuneigung und begeisterte Anhänglichkeit seiner Zuhörer erworben.“ Von den Urteilen seiner Wirksamkeit in München mögen nur zwei angeführt werden von Männern, die Gegner des Katholizismus und der Richtung Lasaulx waren. Felix Dahn schreibt: „Bei dem ultramontan-phantastisch-romantisch-mystischen von Lasaulx gastete ich nur dreimal. Sein weiter Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt, nicht nur von Theologen und von ultramontan gegängelten Studenten anderer Fakultäten; auch viele nicht also gebundene schwärmten für den schönen, schwungvollen Vortrag. Und es ist wahr: der Mann hatte seine vortrefflichen Seiten: die stattliche Gestalt mit dem edeln, löwenähnlichen, auch von einer Löwenmähne umwallten durch heftigen Blutandrang geröteten Antlitz, die starke, freilich etwas zu hohe Stimme machte günstigsten Eindruck. Dazu kam die Begeisterung, die zweifellose Überzeugungstreue, mit der er sprach.“ Und Heinrich Thierisch meint: „Grammatiker sind immer zu haben, aber wo sind unter den Epigonen der Philologie Männer, die wie Lasaulx im Geiste des Altertums leben? Sein Charakter war antik; Menschenfurcht kannte er nicht.“

Das hatte er schon in den Kölner Wirren gezeigt. Am 3. Dezember 1837 schrieb er an Görres: „Was sagen Sie zu den Maßregeln der preussischen Regierung gegen den Katholizismus, zu dem Gewaltstreich der Berliner Soldatenregierung gegen den Erzbischof von Köln? Mich wurmt die Geschichte verflucht. Mit Gewalt werden alle mannhaften Katholiken in den extremsten Liberalismus gedrängt. Man muß absolute Pressfreiheit fordern, dann allein kann ein ehrlicher Kampf der Ideen stattfinden. . . . Erheben Sie noch einmal Ihre Donnerstimme, schlagen Sie ohne Erbarmen zu, es ist ein gutes Werk; reißen Sie ihnen alle alten Narben auf, denn es ist eine verfluchte Rasse.“ Als in der Allgemeinen Zeitung vom 6. Januar 1838 „ein Staatsmann vom Rhein“ die preussische Regierung gerechtfertigt und u. a. deren Wohltaten aufgezählt hatte, die nun mit Undank vergolten würden, gab Lasaulx eine Broschüre heraus: „Kritische Bemerkungen über die Kölner Sache. Offener Brief an Niemand den Kundbaren und das urteilsfähige Publikum von Peter Einsiedler, herausgegeben von Ernst von Lasaulx.“ „Sollte es wirklich dahin

gekommen sein, heißt es darin u. a., daß Ihr »väterlich gesinnter König«, der den Juden erlaubt, daß sie wenigstens 60 nichtchristliche Feiertage im Jahre, wie es ihre Religion gebietet, ungestört feiern dürfen, daß dieser »gerechte und wohlwollende König« seinen 5 Millionen katholischer Untertanen, deren religiöse Gewissensfreiheit er feierlich garantiert hat, ihre 14 kirchlichen Feiertage nicht bewilligen sollte? Wäre ich Preuße, ich würde Sie vor Gericht ziehn für die Insolenz, mit der Sie Ihrem Könige es als Lob anrechnen, daß er milder sei als Napoleon.“ Der Staatsmann hatte es einen zufälligen Umstand genannt, daß der König von Preußen der evangelischen Kirche angehöre. Lasaulz stimmt ihm darin bei, kann aber nicht begreifen, warum der zufällig protestantische König keinen einzigen katholischen Minister, keinen katholischen General, keinen katholischen Oberpräsidenten, fast keinen katholischen Gesandten, sondern zufällig lauter protestantische Minister usw. habe. „Der Mensch ist ein logisches Geschöpf; einen Zufall läßt er sich wohl gefallen, aber eine ganze, wie es scheint zusammenhängende Reihe von Zufällen“ läßt er sich nicht als Zufall aufbinden. Die Schrift wurde für das Frechste erklärt, was in der Sache geschrieben worden sei, und wurde verboten. Sogar Görres nannte sie maßlos. Das gab Lasaulz in einem Briefe an ihn nicht zu. „Hätte ich mich gehn lassen, so wäre die Schrift noch ganz anders geworden. Nicht was ich geschrieben, bereue ich, sondern was ich zurückgehalten habe. Das Ding war nämlich nicht bloß für das unbefangne Publikum, sondern auch für die Berliner berechnet. Diese bekehren wollen, das hieße Butter an den Galgen schmieren. Ich habe sie vielmehr ärgern und kränken, verletzen und verhöhnen wollen. Das Unrecht, das sie uns Katholiken zugefügt haben, sollte ihnen in vollem Maße heimkehren.“

Das hat ihm nun, da es ja gegen Preußen gerichtet war, in Bayern nichts geschadet. Anders lief die Lolasache ab. Der alte Ludwig wollte das Frauenzimmer zur Gräfin machen, das Ministerium Abel weigerte sich, ihr das dafür nötige Indigenatpatent zu erteilen, und wurde deswegen am 16. Februar 1847 entlassen. Der König rief der Tänzerin zu: „Alle meine Minister habe ich entlassen, das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern.“ Lasaulz beantragte am 18. Februar: „Es wolle der königliche Senat in corpore dem abgetretenen Minister des Innern, Herrn von Abel, eine Dankaufwartung abstatten.“ Die Verhandlungen darüber wurden dem Könige verraten, und dieser setzte den rebellischen Professor ab, obwohl Lola, die dessen Beliebtheit bei den Studenten kannte, fußfällig gebeten haben soll, von dieser Maßregel abzustehn. Wie sie vorausgesehen hatte, kam es zu stürmischen Demonstrationen, die zunächst die Wirkung hatten, daß auch Phillips, Moy, Höfler, Deutinger, Sepp, Merz, Mayer und Döllinger teils abgesetzt, teils suspendiert wurden. Die Studenten wurden dadurch nur noch mehr aufgeregter und bestürmten den König um Zurückberufung der geliebten Lehrer. Sepp schreibt darüber in „Görres und seine Zeitgenossen,“ nicht Verhezung sei die Ursache der Studentenunruhen gewesen, nicht, wie (der ältere) Thiersch denunziatorisch behauptet habe, „im Finstern schleichende Böswilligkeit,“ sondern „der sittliche Unwille über die ärgerlichen Vorgänge brachte eine unbeabsichtigte Bewegung

in Gang. Nicht erst seit gestern fühlten sich die jungen Männer durch ihre Lehrer aus dem Görres'schen Kreise sittlich gehoben; Beispiel und Lehrvortrag hatten auf Charakterbildung hingewirkt." Lasaully war eine Zeit lang der gefeiertste Mann in München, aber in übler Lage, da er kein Einkommen hatte. Das Volk stattete ein Jahr darauf seinen Dank dadurch ab, daß es ihn nebst Sepp, Phillips und Döllinger ins Frankfurter Parlament schickte. Lasaully war Abgeordneter für Albenzberg.

(Schluß folgt)



## Island am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts

Von f. Kuntze in Weimar

(Schluß)

**B**esonders rege ist der Sinn des Isländers für Poesie. Freilich die alte Skaldendichtung ist mit dem Untergang der politischen Freiheit und dem darauffolgenden Eintritt materieller Not in Verfall geraten und erstarrt. Außer den alten Volksweisen und Tanzliedern, den sogenannten vikivakar — vikivaki heißt eigentlich das Pendel —, übte man nur noch die Dichtung der sogenannten rimur, in denen die alten Sagen- und Märchenstoffe immer wieder von neuem in handwerksmäßiger Manier nach feststehender Schablone behandelt wurden. Mit dem Geschmack verfiel auch die Sprache. Wie in Deutschland trat auch in Island eine Periode der Sprachmengerei ein, nur daß der fremde Einschlag nicht aus Frankreich, sondern aus Dänemark kam. Und wie in Deutschland erstand auch auf Island im Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts eine beachtenswerte geistliche Dichtung, als deren Hauptvertreter der Pfarrer Hallgrímur Petursson (1614 bis 1674) angesehen wird. Aber die eigentliche Wiedergeburt der Poesie erfolgt erst im neunzehnten Jahrhundert zugleich mit der schon skizzierten Erneuerung des politischen Lebens. Nun entwickelte sich eine neue von modernen Ideen befruchtete Dichtung, die sich vorerst freilich nur in lyrischen Stimmungsbildern äußerte, bei denen ein entschiedener Zug zu Natur- und Landschaftsschilderungen bemerkbar ist. Als die bedeutendsten Dichter gelten Bjarni Thorarensen und Jonas Hallgrímson, beide gleich begeistert für ihre Heimat und deren große Natur, der erste nach dem Urteil unsers Autors tiefer und reicher an Gedanken und poetischer Kraft, der andre in jeder Beziehung ein Meister der Form. Epische Dichtungen großen Stils hat das junge Island nicht hervorgebracht, auch im Drama ist man nicht über mäßige Anfänge hinausgekommen; dagegen hat die poetische Erzählung, die Novellendichtung einen glänzenden Aufschwung genommen. Hier steht Jon Thoroddsen (1819 bis 1868) obenan, dessen Erzählung piltur og stúlka (Knabe und Mädchen) in der Übersetzung von Poestion zuerst in Deutschland bekannt geworden ist; eine andre größere Erzählung desselben Dichters madhur